Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 17

Artikel: Das Inserat [Schluss]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635431

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 27. April

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Gruß der Sonne.

Von Gottfried Keller.

Aus den braunen Schollen springt die Saat empor,
Grüne Knospen rollen tausendfach hervor.

Und es ruft die Sonne: Fort den blassen Schein!
Wieder will ich Wonne, Glut und Leben sein!

Wieder wohlig zittern auf dem blauen Meer
Oder zu Gewittern führen das Wolkenheer!

In den Frühlingsregen sieben Farben streun
Und auf Weg und Stegen meinen goldnen Schein!

Ruhn am Felsenhange, wo der Adler minnt,
Auf der Menschenwange, wo die Träne rinnt!

Dringen in der Herzen kalte Finsternis,
Blenden alle Schmerzen aus dem tiefsten Riß!

Bringt — ich bin die Sonne — an das Kerkertor,
Was ihr habt gesponnen winterlang, hervor.

Alle finstern Hütten sollen Mann und Maus
Auf die Aue schütten, an mein Licht heraus!

Mit all euren Schätzen lagert euch herum,
Wendet eure Fetzen vor mir um und um!

Daß durch jeden Schaden leuchten ich und dann
Mit dem goldnen Faden ihn verweben kann!

Das Inserat.

Von Lisa Wenger.

(Schluß.)

Statt des gewöhnlichen Musselintuches trugen beide weiße große Kragen, die bis über die Schultern hingen, und Kleider von Musseline-Laine, übersät mit Blümchen. Sie sahen zierlich aus, wie gedrechselt, und glichen sich auf ein Haar, und ihr Anblick, eigentlich der von Sabine, bereitete Herrn Emanuel einen stechenden Schmerz, sowohl im Herzen als im Hirn.

Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß es sich um eine Zusammenkunft handle zwischen Jungfer Sabine Schön und dem Kerl. Er, Emanuel senkte ergeben und trostlos das Haupt, vermied es aber aus Zartgefühl, merken zu lassen, daß er den eigentlichen Zweck ihrer Reise kenne. Er verließ sich auf seine eigene Verlobung, weil er bestimmt von ihr erhoffte, ja erwartete, daß sie ihn von dem unangenehmen Gefühl, das ihn nicht mehr verließ, befreien würde.

Er war fest entschlossen, Sonntags nach Tisch seinen feierlichen Antrag zu machen. Vorher aber stand ihm noch der schwere Augenblick bevor, aus Sabines Mund hören zu müssen, daß sie sich dem Menschen aus der Zeitung ergeben habe.

Er stand breit und passend auf seiner Laube, als die unternehmungslustigen Freundinnen des Abends zurückkamen, still ihre Handtäschlein auf den runden Tisch legten, ihre Sonnenschirme in den Schrank auf der Laube stellten, mit ihren hohen, klingenden Stimmen gute Nacht sagten, und geräuschlos, ohne ein Wort über das wichtige Tagesereignis zu verlieren, das sich doch vollzogen haben mußte, in ihrem Zimmer verschwanden.

Was bedeutete das? War die Sache in Ordnung? War sie gescheitert? War ihr Schweigen die Stille vor dem Sturm, oder war es Grabesruhe? Erfüllte Hoffnung, oder vernichtetes Glück?

Abermals begab sich Herr Emanuel unruhig zu Bett, und wieder verbrachte er eine Nacht, in der er schwer träumte, angstvoll aufschrie und nach schreckhaftem Erwachen lange Zeit nicht wieder einschlafen konnte.

Die beiden Jungfern Schön hantierten indessen emsig und stillschweigend in ihrer Stube herum. Keine sagte etwas. Die alte, schwarze Uhr auf dem blumig bemalten Gestell tickte so laut und so neugierig als möglich, aber sie erfuhr nichts von der Zusammenkunft Sabinens und Finelis mit dem Verfasser des Zeitungsartikels.

Sabine hing ihr schönes Kleid sorglich in den Schrank und umhüllte es mit einem schützenden ausgedienten Tischtuch, seufzte und war nicht ganz sicher, ob das aus Befriedigung geschah, daß sie ihr Fineli noch behalten durfte, oder aus Sorge, was nun nach ihrem Tode aus der Nichte werde, oder aus Scham, daß sie einen so verfehlten Feldzug hatten unternehmen können.

Solange sie mit dem „Herrn" zusammengesessen, hatte sie die Augen nicht aufgeschlagen, und den ganzen Nachmittag hatte sie innerlich Herrn Emanuels Stimme flüstern, rufen, schreien und zuletzt mit Donnerstimme dröhnen hören: „Schwindler, Heuchler, elender Lügner!" Und Herrn Emanuels nüchterne, poesielose Person war ihr als in einen wahren Glorienschein von Wahrheit und Ehrlichkeit gehüllt erschienen.

„So geht es, wenn man nicht auf seine besten Freunde hört," sagte sie laut zu Fineli, die ebenfalls ihr Kleid sorglich in den Schrank hängte und es mit einem Tuch bedeckte.

„Ja, so geht es," sagte Josephine seelenfroh, denn sie war überglücklich, daß sie diesen fremden Menschen nicht heiraten mußte und bei ihrer geliebten Tante bleiben konnte. Als sie das Licht ausgelöscht, flüsterte Sabine: „Das war das erste und das letzte Mal. Ach du mein Gott, was war das für ein Mensch!" Und Josephine fügte hinzu: „Und was hatte er für gräßliche Ohren."

Dann schliefen beide beruhigt und erlöst ein und ihre säuselnden Atemzüge gingen bald in friedlichem Takt mit der guten, alten Uhr, die aus langer Erfahrung wußte, daß weder Jungfer Sabine noch auch das harmlose Fineli in die Welt und zu den bösen Menschen paßte.

Der Sonntag brach an. Uebermütig ging die Sonne auf und zwängte ein paar ihrer Strahlen durch die bunten Glasscheiben, die auf der Ostseite der Laube angebracht waren. Die lustigen Farben tanzten auf dem Frühstückstisch herum und färbten Finelis zarte Wangen blau, Sabines aschblondes Haar rot und Herrn Emanuels übernächtiges, betrübtes und doch entschlossenes Gesicht gelb.

Sabine und Josephine trugen nicht wie gewöhnlich helle Kleider, sondern dunkle, von unbestimmter Farbe. Nach der beschämenden Expedition von vorgestern mochten sie Herrn Emanuel nicht in ihren zufriedenen, hellen Kleidern vor Augen treten. Vermittelst der demütigen Gewänder erklärten sie sich als unterlegen, aber Herr Emanuel, der ganz von seinen eigenen Plänen und Gedanken in Anspruch genommen war, vermochte es nicht, diese Sprache richtig zu deuten.

Er sah nur, daß Sabine appetitlich, anziehend und frisch aussah, wie neugebackenes Brot, und wußte nur, daß er anstatt ihrer, die er liebte, ja, liebte, Josephine wählen mußte.

Er wollte die Qual abkürzen und statt erst nach Tisch, und feierlich in Schwarz, brachte er jetzt schon, mitten im Frühstück, und in braun, seinen Antrag an.

Er hielt seine auswendig gelernte Rede, sah weder auf Sabine, noch auf Josephine, und wurde von dem unangenehmen Gefühl in seinem Herzen mehr als je gepeinigt.

Hätte er die Augen gehoben, so wäre ihm plötzlich ein Licht aufgegangen. Er hätte dann gesehen, daß die jüngere der Jungfrauen rot, die ältere aber blaß geworden war. Er hätte sicher auch bemerkt, daß Sabinen Tränen in die Augen traten, und sie die Hand auf ihr Herz legte, das ganz ohne Grund heftig zu klopfen begonnen hatte, denn Herr Emanuel wollte ja das Fineli heiraten und nicht sie.

O, mein Gott, wer hätte das für möglich gehalten! Sieben Jahre lang war sie nun seine treue Gefährtin gewesen, hatte Freud und Leid, hatte alles, was sie besaß, mit ihm geteilt, hatte ihm jeden Wunsch an den Augen abgesehen und hatte neben ihm in Ehren grau werden wollen. Und nun? Nun wollte er die Josephine heiraten. Ach, du mein Gott!

Aber Josephine wußte, was sie ihrem weiblichen Stolz schuldete. Sie nahm sich zusammen.

„Meine Einwilligung haben Sie, Herr Emanuel Pfeiffer, da braucht es wohl keines langen Besinnens. Wenn Josephine sich entschließen kann, Ihre Frau zu werden, so wünsche ich Ihnen und ihr herzlich Glück."

Es war merkwürdig, wie einfach sie sprach, gar nicht mit poetischen Verzierungen wie sonst. Nun wandte sich Emanuel an Fineli.

„Josephine, es würde mich hoch beglücken, wenn Sie meinen Lebensweg mit Ihrer Jugend schmücken wollten," sagte er mit so schöner Wendung, wie sie sonst nur Sabine zu gebrauchen pflegte. Es würgte ihn dabei im Hals, sodaß er die Worte nur mit Mühe herausbrachte. Er sah Josephine an und sie sah ihn an.

„Oh ja, gerne," sagte sie mit ihrem gewohnten Gleichmut. Sie hatte nur einen einzigen Augenblick gebraucht, um sich zu sagen, daß sie sich in diesem Falle nicht von Sabinen zu trennen brauchte.

„Gerne," sagte sie daher noch einmal und streckte Emanuel ihre Hand hin. Er nahm sie und drückte sie. Es fiel ihm gar nicht ein, seiner Braut einen Kuß zu geben.

Einen Augenblick stand das Kleeblatt um den Tisch herum, ohne zu wissen, was zu tun sei. Emanuel erwartete die Mitteilung von Sabinens Verlobung, und Sabine zersprang fast das Herz vor Wehmut. Sie raffte sich wieder auf und gratulierte nun dem Brautpaar feierlich und so herzlich als möglich. Dann wußten sie wieder nicht weiter.

„Wollen wir ein wenig spazieren gehen?" fragte der neue Bräutigam. Es war ihm nicht wohl in seiner Rolle, und das unangenehme Gefühl war durchaus nicht verschwunden, wie es seiner Berechnung nach hätte geschehen müssen. Es würde wahrscheinlich besser werden, wenn er Sabine nicht mehr neben sich stehen hätte. Er hatte es eilig von ihr weg zu kommen. Er nahm Hut und Stock vom Nagel und Josephine holte den ihren. Dann gingen sie zusammen die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße.

Herr Emanuel bot seiner Braut den Arm. Steif und eckig bog er ihn, und Fineli legte schüchtern ihre Hand darauf. Es kam ihr sonderbar vor, so neben ihrem alten Freund, den sie früher Onkel genannt hatte, zu wandeln. In den Geschichten, die sie gelesen, vollzog sich eine Verlobung ganz anders. Aber ihr war es auch recht so.

Emanuel wußte wieder nicht, was er sagen sollte, und sie wußte es auch nicht. Es war merkwürdig, da hatte er nun eine Braut, sie sah fast aus wie Sabine, und doch bereitete ihm das nicht das geringste Vergnügen.

Die Sonne glühte ihnen ins Gesicht. Josephine blinzelte. Ihr Bräutigam sah es.

„Ich hole Ihnen schnell Ihren Sonnenschirm, liebe Josephine," sagte er dienstfertig. „Warten Sie hier einen Augen-

blick im Schatten dieses Apfelbaumes. Ich bin schnell wieder da." Er ließ ihren Arm fallen, und ging mit langen Schritten dem weißgetünchten Häuschen zu, das ihn, je mehr er sich ihm näherte, um so stärker anzog.

Er schloß die Türe auf und stieg die Treppe hinan. Da hörte er ein sonderbares Geräusch, das aus Sabines Zimmer kam. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte. Es war nicht zu verkennen, da drinnen schluchzte jemand auf das erbärmlichste, und das konnte niemand anderes sein, als Sabine. Herr Emanuel vergaß allen Anstand, besann sich keinen Augenblick, klopfte hastig und trat ein, ehe das Herein ertönte.

Da saß Sabine auf einem Stuhl, und entfaltete eben das zweite frische Taschentuch. Das erste lag tropfnaß neben ihr auf dem Tisch. Ihr Gesicht war ganz verschwollen, und aus ihren Augen liefen große Tränen.

„Um Gotteswillen, Sabine, was fehlt Ihnen?" rief Emanuel schon unter der Türe. Sie schüttelte den Kopf und weinte jetzt noch lauter und eindringlicher. Herr Emanuel nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Liebe, liebe Sabine, sagen Sie mir, warum Sie weinen," bat er. Sabine schüttelte den Kopf.

„Ich kann Sie nicht so weinen sehen," rief er. „Es bricht mir das Herz." Da sah die Weinende auf.

„Gehen Sie doch zu Josephine," rief sie mit einem Ton, der Emanuels bitteren Gefühlen nahe verwandt war, „dorthin gehören Sie jetzt!" und sie weinte jämmerlicher als vorher.

Emanuel stutzte, den Ton kannte er, den verstand er, den vermochte er zu deuten. Das unangenehme Gefühl in seinem Herzen verschwand plötzlich und machte einer unbändigen Freude Platz.

„Sabine!" schrie er ungestüm, „lieben Sie mich wirklich?" Er nahm auch ohne weiteres ihre Hände, drückte sie zärtlich und ließ sie nicht wieder los, wenn sie auch die Tränen nicht mehr wegwischen konnte, die auf ihr dunkles Demutsleid von unbestimmter Farbe liefen.

„Ja, ich liebe Sie," schluchzte sie böse, „aber das geht Sie nichts an. Gehen Sie zu Ihrer Braut."

„Fällt mir ja gar nicht ein," lachte Emanuel laut und übermütig, „fällt mir gar nicht ein. Dich liebe ich, Sabinchen, und sonst keinen Menschen." Er nahm sie ohne weiteres um den Hals und küßte sie tüchtig. Sie saß da und wußte nicht, wie ihr geschah.

„Aber warum verloben Sie sich dann mit Josephine?" fragte sie endlich. Ihre Tränen waren getrocknet und ihre Wangen feuerrot von Emanuels Liebkosungen.

Nun fiel ihm plötzlich der Kerl aus der Zeitung ein.

„Weil du dich mit dem Schwindler verloben wolltest," rief er und trat einen Schritt zurück.

„Ich!" schrie Sabine. „Ich!"

„Ja natürlich, du."

„Aber Emanuel," lachte ihn Sabine an, „die Josephine sollte ihn heiraten, nicht ich. Ich liebe ja dich schon über sechs Jahre, aber du merktest nichts davon." Das brachte Herrn Emanuel fast zu Tränen.

„So viele Zeit habe ich verloren," rief er schmerzlich und beeilte sich, wenigstens etwas von dem in den sechs Jahren Versäumten nachzuholen.

Eine Stunde später fragte Sabine plötzlich: „Aber wo ist denn das Fineli?"

„Sie sitzt draußen unter dem Apfelbaum und wartet auf mich," gestand Emanuel zerknirscht.

„So wollen wir hinausgehen und ihr alles sagen," beschloß Sabine, und zehn Minuten später standen sie etwas schuldbewußt Finelis erstaunten Augen gegenüber.

„Liebe Josephine," begann Emanuel. „Ich habe mich vorhin leider geirrt, als ich Sie bat, meine Frau zu werden. Ich liebe Sabine und sie liebt mich, aber sie wußte nicht, daß ich sie liebe, und ich wußte nicht, daß sie mich liebt. Verzeihen Sie mir und zürnen Sie auch Sabine nicht. Wir haben uns nämlich verlobt." Mit maßlos verblüfftem Gesicht sah Fineli von einem zum andern.

Blitzschnell sagte sie sich, daß das ja das allergescheiteste sei. So brauchte sie gar nicht zu heiraten und blieb bei ihrer Sabine.

„Es ist mir eigentlich noch lieber so," sagte sie.

Da fielen die drei sich um den Hals, auf offener Straße, unter dem großen Apfelbaum.

— Ende. —

Naturschutz und der schweizerische Nationalpark.

(Schluß.)

Mag auch von Behörden und ideal denkenden Privaten in wohlgemeinter Weise versucht worden sein, der Vernichtung der heimischen Natur durch Verordnungen und Gesetze Abhülfe zu schaffen, so gibt es doch nur ein Mittel, der allmählichen Zerstörung unserer Natur in wirksamer Weise entgegenzutreten: das ist die Schaffung großer Naturparke, in denen alles, was ursprünglich einheimisch war, ein dauerndes Asyl bekommt. Ein Reservations- oder Schutzgebiet zu schaffen, wo die ursprüngliche Naturwelt ungestört erhalten bleibt und unbeeinflußt durch die menschliche Kultur sich selbst überlassen wird und nur die Veränderungen erleidet, die ihrer natürlichen Entwicklung entsprechen.

Das war auch der Zeitgedanke und die Erkenntnis der Männer, die die „Schweizerische Naturschutzkommission" ins Leben gerufen haben und der als wichtigste Aufgabe gleich von Anfang an die Schaffung einer schweizerischen Totalreservation eines schweizerischen Nationalparkes vor Augen schwebte. Fördernd und helfend kam ihr dabei der Umstand entgegen, daß die naturforschende Gesellschaft von Genf sich der Bewegung gegen den Bau einer elektrischen Bahn auf das Matterhorn angeschlossen und den Bundesrat eingeladen hatte, den Berg nach dem Muster der amerikanischen Reservation als unantastbares Sanktuarium zu erklären, wodurch dann ein Verbot der Anlage einer Bahn hätte herbeigeführt werden können. (Hiezu muß erklärt werden, daß Nordamerika in der Schaffung eines Nationalparkes, natürlich im Verhältnis zu dem verfügbaren Raum, am großzügigsten vorgegangen ist. 1872 schuf es z. B. den Yellowstone-Park, in der Größe von 7500 km², der sich über die Staaten Montana, Idaho und Wyoming erstreckt und entzog dadurch das Gebiet jeder Ausbeutung und Entstellung. In diesem Park ist das Jagen und Treiben streng verboten und das Tragen von Feuerwaffen